



Peter Kunkel

Pater Alfonsos Schachtel

Ein Roman(fast nur) in Briefen

Folge 5

34

Niederländisch

Kabungu, den 3. März 1977

Lieber Bruder Alfons,

für Euren langen, ausführlichen Rat seid herzlich bedankt. Ich versuche ihn in die Praxis umzusetzen und die Dinge mit Euren Augen zu sehen. Es ist nicht leicht.

Prior Rwamangabwa hat neulich länger mit mir gesprochen und mich gewarnt, allein durch das Stammesgebiet zu laufen. Er wolle mich nicht abhalten, sagte er, meine Leute kennenzulernen, aber es sei gefährlich. Hier unten am See könne man sich keine rechte Vorstellung von dem machen, was tiefer in den Bergen geschähe. Rebellen und Militär respektierten die Mission und ihre Umgebung. Dazu trüge meine Anwesenheit bei, und ich müsse sehr aufpassen, dass der Schutz, den Gott durch meine Anwesenheit der Mission verleihe, nicht beschädigt werde. Ich war aufs höchste verblüfft, dass meine geringe Person eine solche Wirkung ausstrahlt. Das sei, weil ich nicht nur ein Pater sei - auch das übe eine nicht unerhebliche Wirkung auf die Leute aus -, sondern nicht zuletzt, weil ich ein *muzungu*, ein Europäer sei (soweit habe ich es schon in Kiswaheli gebracht, dass ich das verstand). Er sei sehr dafür, dass ich auch die Teile der Gemeinde kennenlerne, die unter Militär und Rebellen litten. Aber ich müsse einen anderen Pater mitnehmen und mindestens zwei zuverlässige Leute mit Macheten. Das Auto könne ich nicht haben. Es sei nämlich ziemlich sicher, dass ich dann zu Fuß zurückkäme und die Rebellen endlich wieder einen Wagen hätten, mit dem sie nach Bukavu fahren könnten. Sehr lange hätten sie nichts davon, denn

sie trauten sich nicht, irgendwo zu tanken, sagte der Prior. Wenn sie nämlich das Militär an einer der gut bewachten Tankstellen erwische, wären sie nicht nur den Wagen los, sondern würden hinter der nächsten Hausecke mit einem Machetenhieb exekutiert. Deshalb führen sie so lange mit dem Wagen herum, bis der Tank leer sei, und ließen ihn irgendwo stehen. Wie weit sie an der Demontage solcher herumstehenden Wagen beteiligt seien, wisse man nicht. Immerhin könne man viele Einzelteile mit Gewinn verkaufen. Angeblich stünden schon viele solcher Wagen an der Straße nach Kisangani, natürlich ohne Räder, ohne Sitze, ohne Türen und ohne große Teile des Motors. Bis zu diesen Autoruinen möge ich bitte nicht gehen. Ich würde meine Begleiter auch nicht dazu überreden können, mit mir bis dahin zu laufen.

Ihr könnt Euch denken, wie entsetzt ich über diese Nachrichten war. Ich wollte sie anfangs für ein Märchen halten. Ich erkundigte mich vorsichtig bei verschiedenen Leuten, einem Gärtner, einem Krankenpfleger und so weiter, und sie berichteten mir dasselbe. Ich verstand plötzlich, dass die Patres mir die Zustände in der Häuptlingschaft in rosigstem Licht geschildert hatten, damit ich bloß nicht Kabungu verließ und den Oberen in Brüssel reinen Wein über die Zustände hier einschenke. Nun, im Augenblick habe ich nicht viel Verbindung mit ihnen und möchte zunächst selbst darüber ins Klare kommen, ehe ich Voreiliges melde, was zu irgend welchen Fehlentscheidungen führen könnte. Dankbar bin ich, dass ich Euch schreiben darf.

Zwei Tage später sind wir losgegangen. Bruder Mwohopu war der eine Begleiter, zwei Fischer aus der nächsten Siedlung am Ufer die anderen. Die Fischer nahmen jeder gleich einen Korb Fische mit, um sie unterwegs zu verkaufen. Oder gegen Bananenbier einzutauschen, wie mir Bruder Mwohopu mitteilte, auf Französisch, was die Fischer offenbar nicht verstanden (ich versuchte meine Anfangskenntnisse in Kiswaheli bei ihnen anzubringen, was nicht sehr erfolgreich war). Man gab mir die Ehre, den Zug anzuführen. Es folgten die Fischer. Den Schluss bildete Bruder Mwohopu. Inzwischen hat mich Bruder Mufunda aufgeklärt, dass die drei Zairer so weit wie möglich hinter mir sein wollten, um im Ernstfall schneller davonlaufen zu können. Mir kam diese Idee überhaupt nicht.

Wir sind den Hang zum Gebirge höher hinaufgestiegen, als ich es bisher getan hatte, vorbei an Hütten, die ich bereits kannte. Die Leute grüßten mich freudig, wie ich an der Spitze meines kleinen Trosses an ihnen vorbeizog. Meine Leibwächter verkauften Fische. Währenddessen sah ich mich um. Als wir weitergingen, schlossen die Kinder sich eine kurze Strecke weit an, wurden aber gleich zurückgerufen, als die Mütter sahen, wohin unser Weg ging. Eine Frau hielt mir eine heftige Rede, die ich nicht verstand. Die Männer hinter mir erkundigten sich bei ihr und zuckten mit den Schultern, als sie sahen, dass ich schon weitergegangen war. Bruder Mwohopu trottete hinterdrein. Ich achtete nicht auf sein Gesicht.

Bruder Alfons, das ist eine schöne Landschaft. Man läuft an Sorghofeldern vorbei. Der Weg ist offenbar nicht mehr als die letzte Furche, die von der Arbeit vor der Aussaat übrig geblieben ist. Auf der anderen Seite ein Feld mit jungen Bohnenpflänzchen, frisches Grün. Dann wieder eine Brache mit wildem, dichtem Pflanzenfilz und zahllosen gelben Blüten. Einige sehen wie Aestern aus. Andere Büsche haben Blüten wie der Zimmerahorn, der der Stolz meiner Mutter ist, nur dass die Blütenglocken eben gelb sind. Man hat Lust, auch die anderen Blumen kennenzulernen, man kennt nicht eine. Man tritt in eine Bananenpflanzung

und läuft im Halbschatten der breiten, saftig grünen Blätter. Der Boden ist mit Tradeskantien bedeckt, auch eine Pflanze, die bei uns daheim auf dem Fensterbrett steht. Mitten zwischen den Bananen wieder drei, vier Hütten, von denen Frauen und Kinder weglaufen. Und schon sind wir vorbei. Ihr kennt das alles. Es ist schön. Es ist Natur und ist doch eminent menschlich. Man sieht die Arbeit daran und lehnt sich gegen die immerfort wiederholte Behauptung auf, Afrikaner seien faul.

Und plötzlich wird es anders. Es riecht nach verbranntem Holz und Stroh. Der Bananenhain, in den wir jetzt eintreten, ist zerstört. Die Stämme sind in verschiedener Höhe abgehackt, mal über dem Boden, mal in Knie- oder Brusthöhe. Dazwischen liegen die Rosetten der großen Blätter, kaum angewelkt, häufig zertreten. Wir kommen zum Wohnplatz. Die Hütten haben gebrannt. Glühende Brocken fallen herab. Der aus Sorghostengeln gebaute Speicher auf der Tenne ist aufgehackt, und die Sorghokörner rieseln zur Erde. Es ist niemand zu sehen.

„Das waren die Soldaten“, sagt Bruder Mwoyopu. „Rebellen zerstören keine Bananenpflanzungen.“

Seine Stimme zittert. Offenbar möchte er den Zerstörern nicht begegnen.

Und da sind sie auch schon. Von zwei Seiten kommen sie auf uns zu, in gefleckten Uniformen, rote Käppis auf dem Kopf, eine Schnellfeuerpistole in der einen, eine Machete in der anderen Hand. Zitternde Kinder schleppen sich zwischen ihnen mit prall gefüllten Säcken ab. Die Soldaten bauen sich bedrohlich vor uns auf, bis dem, der offensichtlich der Anführer ist, unsere Kutten ins Auge fallen. Sofort verwandelt er sich in einen *Gentleman*.

„Gelobt sei Jesus Christus“, sagt er. „Haben Ihr Euch verirrt, Hochwürden?“

„Ja, leider“, sagt Bruder Mwoyopu.

„Dieser Bereich gehört zu unserer Pfarre“, sage ich gleichzeitig.

„Hier solltet Ihr nicht laufen“, sagt der Anführer und schüttelt den Kopf, als ob er so viel Unverstand nicht begreife. „Hier kommen ständig Rebellen aus den Bergen her. Die Leute arbeiten mit ihnen zusammen. Heute waren sie da. Die Leute haben ihnen zu essen mitgegeben und zwei junge Frauen. Wir haben eine Strafaktion durchführen müssen.“

„Können wir die Leute nicht sehen? Sie sind unsere Pfarrkinder.“

„Nein. Ihr könnt sie nicht sehen“, sagt der Anführer drohend und gar nicht mehr *gentlemanlike*. Einige seiner Leute heben ihre Gewehre und Maschinenpistolen.

„Wir gehen schon“, sagt Bruder Mwoyopu.

Er geht schneller, als er gekommen ist, und nicht nur, weil es bergab geht. Die beiden Leibwächter gleich hinterher, nachdem sie noch das, was ihnen an Fischen geblieben war, aus den Händen gerissen bekommen haben. Ich stehe allein, und was kann ich tun? Ich wende mich also auch zum Gehen und folge ihnen nach. Zu langsam für die Soldaten. Ein böses Brummen erhebt sich hinter mir. Ich bin froh, als ich zwischen die massakrierten Bananenstauden tauche. Einmal außer Sichtweite des Militärs, drängen die Leibwächter

Bruder MwoGOPu beiseite und setzen sich an die Spitze. Das könnte man freundlich deuten, etwa so, dass sie eben besser wussten, wie man durch die Felder zurück zur Mission findet. Bruder MwoGOPu rannte eilig hinter ihnen her. Es war, als ob sie mich vergessen hätten. Als wir aus dem Dunstkreis der Soldaten herauswaren, stellte ich Bruder MwoGOPu eine Menge Fragen.

Es war wahr, dass die Rebellen kurz zuvor die Hügel in großem Umkreis heimgesucht hatten. Sie hatten Lebensmittel requiriert und wirklich drei Frauen mitgenommen, zwei verheiratete und ein dreizehnjähriges Mädchen. Dann waren die Soldaten angerückt. Anfangs hätten sie sich gar nicht auf die Hügel getraut. Nachdem sie sich überzeugt hätten, dass die Rebellen fort waren, hätten sie sich an den Leuten ‚gerächt‘, die Frauen vergewaltigt, die noch da waren, von den ältesten bis zu den jüngsten, und mitgenommen, was an Essbarem noch zu finden war. Das sei wohl in den Säcken gewesen, die die Kinder geschleppt hätten, vermutete ich. Sicher, bestätigte Bruder MwoGOPu, sie zwängen immer die Kinder, die geraubte Ware zu ihren Lastern zu tragen. Das sei Sitte bei der Armee.

„Haben die Leute überhaupt noch etwas zu essen, wenn Militär und Rebellen sie ausgeraubt haben?“ fragte ich Bruder MwoGOPu.

„Nein“, antwortete er ohne jede rhetorische Verzierung.

„Wie überleben sie dann?“ fragte ich.

„Die Männer essen nichts. Sie trinken höchstens Bananenbier, wenn sie es hier unten am Seeufer bekommen. Die Kinder sterben, vor allem die jüngeren. Aber die sterben meistens auch so.“

Bruder MwoGOPu hatte für meine Begriffe keine sehr ruhmreiche Rolle bei unserem Ausflug gespielt. Aber kaum hinter den sicheren Mauern der Mission muss er mich als den großen Toren dargestellt haben. Die nächsten zwei Tage begegnete ich nur Kopfschütteln unter meinen Mitbrüdern. Schließlich bat mich der Prior in sein Büro. Ich habe mich ja sehr mutig verhalten, erklärte er mir zu meiner Verwunderung. Das sei eben die typische Art der Europäer, die aber nun leider nichts mehr zu sagen und keine privilegierte Stellung im Land mehr hätten. Die Patres könnten zwischen Militär und Rebellen nichts ausrichten, auch unter Lebensgefahr nicht. Besonders das Militär sei unberechenbar und gefährlich. Er bäte mich, mich in solchen Situationen zurückzuhalten. Wenn ich tot sei, sei niemand damit gedient.

Immerhin versuchte er mir auseinander zu setzen, warum ich vorsichtig zu sein hätte. Ich rechne ihm hoch an, dass er mir nicht einfach Weisungen gab.

Woher denn die Soldaten kämen, sagte ich.

Das sei verschieden, meinte Pater Rwamangabwa. Viele kämen aus dem Westen und fühlten sich hier fremd. Sie kannten die Sprache nicht, und so seien Kontakte zur Bevölkerung gleich null. Die einen hätten Angst vor den anderen. Das mache die Soldaten besonders grausam.

Ich dachte mehr an die Ausbildung, sagte ich.

Auch das sei verschieden, erklärte der Prior. Einige Offiziere seien mit ihm auf dem Priesterseminar gewesen und vor der Einsegnung weggelaufen. Meistens wegen Frauen. Sie seien besonders brutal zu den Leuten, namentlich zu den Bauern auf dem Land.

Für Pater Rwamangabwa ist das alles offensichtlich eine Normalität, die zu ändern ihm gar nicht in den Sinn kommt. Ich fiel in ein schwarzes Loch, aus dem ich noch nicht wieder herausgefunden habe. Was hat es für einen Zweck, hier in der Mission zu sitzen, Messen ohne Gemeinde zu lesen, zaghafte Exkursionen in die Umgebung zu machen, keinen Kilometer weit, und von allen getrennt zu sein, die unter den Verhältnissen des Landes jeder Lebensmöglichkeit beraubt werden? Von anderen, die für uns unerreichbar sind und ihre teuflischen Anlagen ausleben? Was nützt es zu wissen, dass wir alle diese teuflischen Anlagen haben?

Und es würde wenig nützen, mit den Opfern zusammenzutreffen und ihnen nichts anderes bieten zu können als die Botschaft, dass Gott sie nicht verlässt. Das würden sie nicht glauben. Sie würden schreien, dass sie lieber einen Sack Bataten oder Maniokmehl hätten. Vielleicht ist es Sünde zu sagen, sie hätten Recht, aber wie soll ihr Gehirn die Botschaft aufnehmen, wenn ihre intellektuellen Fähigkeiten durch absoluten Hunger lahmgelegt werden (wir hatten in der Vorbereitung auf unsere Arbeit in Afrika den Kurs eines Brüsseler Professors, der über dieses Problem geforscht hat)? Ich weiß, Bruder Alfons, und ich halte auch daran fest, dass die Botschaft im Mittelpunkt unserer Arbeit steht und immer stehen muss. Aber wie heißt es in jenem schrecklichen deutschen Lied? ‚Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral‘.

Und zu essen können wir ihnen nichts bringen. Wir können ihnen nicht helfen, ihre Häuser wieder aufzubauen. Wir können ihre Frauen und Töchter nicht aus dem Wald zurückholen. Nur Worte bleiben uns, und sie bleiben mir in der Kehle stecken, wenn ich dieses Elend ansehe. Ich frage mich, ob ich wegen dieser Worte hergekommen bin, ob unsere Oberen wussten, was mich hier erwartet, und ob sie mich demütigen wollten. Nicht in böartigem Sinn. Ich sollte lieber sagen, zur Demut zurückführen, wie sie uns Ordensleuten ansteht.

Ich merke, dass nichts als die Niederschrift meiner Erlebnisse und meiner Verzweiflung mich getröstet hat. Gott gab mir Eure Adresse in die Hand. Ich bin getrost, dass die Hilfe, die von Euch kommt, mich stützen und mir den Weg zeigen wird, hier zu Trost und Nutzen derer, die uns anvertraut sind, auszuharren.

Ich bitte um Euren Segen, Bruder.

Gelobt sei Jesus Christus!

Henrik van der Elst

Quejhá, (den 17. März 1977)

Allerwertester *Padre* Alfonso,

entschuldigt, dass ich Euch schreibe. Ich bin der Unterbürgermeister von Quejhá. Ihr wisst, dass das nicht viel bedeutet in Quejhá. Es ist der Bürgermeister von Siguanhá, ein Ladino [Mestize], wie ihr täglich seht, der wie in allen Dörfern um Siguanhá, auch den Unterbürgermeister in Quejhá ernennt und ihm den schwarzen Stab mit dem Silberknauf in die Hand drückt. den er überall mit sich herumtragen muss. Jeder Indio, der den Stab sieht, will mit dem Träger nichts zu tun haben. Ihr wisst, dass alles, was von den Ladinos kommt, schlecht für uns Indios ist. Der Unterbürgermeister ist der Mann im Dorf, der die Befehle des Bürgermeisters herumzutragen hat und dafür sorgen muss, dass etwas geschieht, was den Befehlen wenigstens ähnlich sieht. *Don Porfirio* befiehlt eigentlich lauter vernünftige Sachen, unsere baufällige Brücke über den Cahabón auszubessern, auch unsere Töchter in die Schule zu schicken und nicht nur die Jungens. Wo viele Familien doch schon das nur unter Zwang tun. Sie wollen nicht, dass die Kinder Ladinos werden. Sie sollen Kekchí [Mayasprache und -volk im Nordosten des guatemaltekischen Hochlands] bleiben. Ich hoffe nur, dass sie die Schule nicht eines Tages anzünden oder den Lehrer erschlagen. Er ist der einzige Ladino im Dorf und stellt unseren Mädchen nach. Aber sie laufen ihm alle davon.

Ihr wisst, wer im Dorf das Sagen hat. Es sind die alten Männer der *Cofradía* [Bruderschaft] von *San Luis Rey* [des Heiligen Ludwig Königs von Frankreich], und sie benutzen mich, wenn sie eine unangenehme Botschaft in die Stadt zu schicken haben. Namentlich an *Don Porfirio*. Die muss ich ihm immer selbst überbringen, weil *Don Porfirio* wütend wird, wenn er jemand anderen mit der Botschaft in der Hand ins Büro kommen sieht. Du weißt, der Weg führt durch drei Dörfer, in denen Du schon gewesen bist. Wo ich mit meinem Silberknauf auftauche, muss ich mir die grimmigen Gesichter der Männer anschauen und den Spott der Frauen und Kinder anhören. Ich warte auf den Tag, an dem ein neuer Bürgermeister gewählt wird und ich meinen Stab wieder einem anderen übergeben kann.

Du bist nicht wie *Don Porfirio*, und so wage ich, die Botschaft niederzuschreiben und Dir durch den jungen José Chac zu schicken. Er will sowieso in die Stadt, um von seinem Mais zu verkaufen. Niemand sieht ihm an, dass er mein Bote ist. Ich hoffe, Dein Sakristan lässt ihn zu Dir.

Es ist so. Die Alten haben Angst, dass Euer Gott seinen Zorn auf uns werfen wird, weil so viele junge Paare nicht nach kirchlichem Brauch verheiratet sind und ihre Kinder nicht getauft. Mit *San Luis Rey* sind wir im Reinen. Alle Zeremonien zum Jahreswechsel hat unser Priester – Ihr nennt ihn *brujo* [Zauberer oder Hexer] – mit den Alten der Bruderschaft durchgeführt. *Don Pepe* hat auch die jungen Paare unter der langen Silberkette zusammengeführt. Alle Opfer mit Zuckerrohrschnaps und weißen Lilienblüten sind gebracht worden. Auch der von den Göttern, will sagen, den Heiligen geforderte Truthahn ist nach altem Ritus geschlachtet worden. Wir wissen, was wir den Göttern schulden. Wir wissen, dass ohne die Riten und

Opfer der Indios dieses Land unfruchtbar werden würde und noch mehr Katastrophen auf sich zöge. Wir haben trotz aller Zeremonien genug Krieg, Erdbeben und Missernten erlebt. Wie kann es anders sein, wo die Ladinos täglich und stündlich gegen die alten Götter sündigen und sie missachten?

Aber wir wollen auch nicht gegen ihren und Euren Gott und Jesus Christus sündigen. Daher die Bitte der Alten, die ich hier vortrage. Schließlich ist es nicht allein unser Fehler, dass so viele junge Paare ohne den Segen Deiner Kirche geblieben sind. Seit *Don Gregorio* nicht mehr an der Kirche von Siguanhá ist, ist kein Priester mehr zu uns gekommen. Vielleicht hast Du unser Dorf vergessen. Es liegt weitab vom Wege, und der Weg zu uns ist gefährlich, denn er führt durch ein Feldgebiet mit vielen Dolinen, in die man zu den Unterirdischen abstürzen kann, von denen niemand mehr wiederkehrt. Ein *gringo* [Nordamerikaner] hat unserem Lehrer gesagt, man fiele nicht ins Reich der Unterirdischen, sondern bloß in den Fluss oder einen Bach, der in der Tiefe durch Höhlen flösse. Woher will er das wissen? Unsere Vorfahren waren schließlich oft unten und haben die Häuser des Todes gesehen, das Haus der Messer, das Haus der Jaguare und das des Eises. Ihr sollt nicht hineinfallen. Ich werde Euch selbst nach Quejhá begleiten.

Ich werde Euch in Siguanhá holen kommen, wenn ich weiß, dass Ihr Zeit für uns habt. Wisst Ihr jetzt schon, wann das wäre, so sagt es dem jungen José Chac. Oder besser, schreibt es ihm auf ein Blatt Papier. Wisst Ihr es noch nicht, so macht das auch nichts. Wenn ich das nächste Mal nach Siguanhá komme, werde ich bei Euch vorsprechen und den Termin holen. Vielleicht können wir beide gleich nach Quejhá aufbrechen. Ich hoffe, dass Ihr Zeit habt, mich zu empfangen. Ich kann warten, wenn auch nicht lange. Es ist Zeit zu säen.

Spanisch

Gott segne Deine Kirche und Deinen Hausstand [*hogar*].

Jaime Chuj Cucul

36

Französisch

Brüssel, den 4. April 1977

Lieber *Padre*,

einen Junggesellen vor eine Klasse gerade der Pubertät entronnener sechzehn- und siebzehnjähriger Dämchen zu stellen und ihm einen Unterrichtsstoff vorzuschreiben, der immer wieder hart an katholische Ethik grenzt, kann nicht als besonders glückliche Idee bezeichnet werden. Als erfahrenem Beichtvater brauche ich Euch nicht auseinander zu setzen, dass das weder auf Seiten des Junggesellen noch auf Seiten der jungen Damen ohne das ausgeht, was Ihr in Anlehnung an die Bibel als ‚Versuchung‘ zu bezeichnen pflegt. Und auch nicht, dass die Anziehung wechselseitig ist. Der Junggeselle ist leicht benommen von der Attraktivität der Mädchen, sogar von Mädchen, deren Mitarbeit oft dürftig ist und nicht

gerade vor Intelligenz und Geist sprüht. Umso schlimmer, wenn sie sprühen – und in meiner Klasse 11A gibt eigentlich nur solche (abgesehen von einigen, von denen man nicht genau weiß, ob sie sprühen könnten, wenn sie es nicht vorzögen, sich auszuschweigen). Es sollte geradezu verboten werden, dass hübsche Mädchen auch noch klug sind und sich eigene Gedanken machen. Ein besonderes Problem sind natürlich die drei Prinzessinnen aus königlichem Hause, die laut offiziellem Erziehungsprogramm als ‚normale‘ Mädchen anzusehen sind. Sie machen deutlich klar, dass sie königliche Hoheiten in scheinbarem Incognito sind und als solche behandelt werden wollen. Wie einfach war es doch in Kabungu.

Ich kann mir Hochwürden nicht recht in meinem Alter vorstellen. Ich jedenfalls kann dem geballten erotischen Druck dieser Jungdamenanhäufung kaum standhalten und versuchte deshalb, dem mit etwas abzuhelfen, was ich mich ohne ihn niemals getraut hätte: ich lud Isabeau in die Oper ein. Und sie hat angenommen! Sie war für mich bis jetzt ja auch eine Prinzessin, Prinzessin vom Tee, und unter afrikanischen Verhältnissen für einen Junglehrer so unerreichbar wie die drei aus dem Hause Sachsen-Coburg-Gotha. Nun, in Brüssel verbürgerlicht sie zusehends. Dazu kommt die Verzweiflung über das konkurrierende Tutsimädchen, die alpine Höhen erreicht haben muss, was sage ich, die Höhe des Mikeno in den Virungavulkanen mit seinen 4437 Metern. Nein, der ist schon lange erloschen. Sein Nachbar Nyiragongo ist der bessere Vergleich. Sein Krater ist ja mit einem See kochender Lava gefüllt. Das trifft richtiger auf Isabeaus Stimmung zu, wie ich sie vermute, nicht Verzweiflung, sondern Wut. Mögen Vulkan und Wut nur nicht mal überlaufen.

Er war das erste Mal, dass ich wieder in die Oper ging, seit ich aus Kabungu zurückgekommen bin. Den ersten Schock erlitt ich, als ich die Karten kaufte. Sie kosteten mehr als unser Küchenboy in sechs Monaten verdiente. Jede einzelne. Wenn man erst einmal im Theater ist, versteht man, dass diese Preise wohl nicht zu umgehen sind. Die Ausstattung, die Heizung, die Beleuchtung sind wohl noch das wenigste. Aber die tägliche Reinigung dieses Riesensaals und des Foyers, und, naja, das Bühnenbild, die Kostüme und - Mittelpunkt und Wichtigstes - Sänger, Orchester und Dirigent mit all den Stunden, die sie geprobt und geübt haben. Und doch, wenn man an die Sheni [Stamm um Kabungu und Rukarabwa] denkt. Faule Hunde die meisten - nix für ungut, *Padre* -, aber was für ein Dasein am Rande der Menschheit, und hier jagt man das Geld durch den Schornstein, um einen Abend lang neben einem schönen Mädchen sitzen zu dürfen. An die jetzigen Zustände im Kivu mag man erst gar nicht denken. Es war nicht der Moment dazu, schon gar nicht an Isabeaus Seite, die gerade an Konkurrenz zwar nicht aus dem Kivu, aber von gleich gegenüber, hinter dem östlichen Ufer unseres zauberhaften Sees leidet. Es war sehr smaller *Smalltalk*, den wir voreinander ausbreiteten.

Ich genierte mich dafür vor den Umsitzenden. Genau vor uns saß ein grauhaariges Ehepaar. Er trug die intellektuell-bedeutende Miene des gealterten Professors zur Schau. Sie hatte glattes weißgraues Haar, was bei der Haarfärbewut auch älterer Damen bemerkenswert ist und imponiert. Natürlich war die Frisur bei aller Einfachheit und Strenge wohlgepflegt und kaum nur dem Theater zuliebe. Ich bin beim Anblick solcher Kulturträger sofort oppositionell gestimmt, zumal ich weiß, dass ihnen der Lebensunterhalt ohne viel Zutun zufließt, in ihrem Alter wenigstens, mögen sie tun oder lassen, was sie wollen. Meine Ablehnung kommt wohl hauptsächlich daher, dass ich selbst solcher Schaustellung des Geistes nicht fähig bin. Schon

gar nicht schweigend. Deshalb erlaube ich mir, mir einzureden, es sei alles unechtes Getue. In Wirklichkeit lasse ich mich beeindrucken, und dazu hatte ich an diesem Abend reichlich Gelegenheit: Das halbe Publikum bestand aus solchen älteren Koryphäen, oder doch wenigstens Halb- und Viertelkoryphäen.

Erfolg: mein ohnehin ziemlich unbrauchbarer *Smalltalk* wurde immer dürftiger. Isabeau versuchte mit aller Gewalt, meine anfängliche Gesprächigkeit wieder in Gang zu bringen. Was mich natürlich noch mehr genierte. Das Professorenpaar vor uns gab gelegentlich ein paar Worte von sich, worauf der Partner leise lachte. Von hinten war nichts zu verstehen, und ich hörte auch nicht zu. Meistens schwiegen sie. Sie waren alt, dachten gewiss aus langer Gewohnheit dasselbe und waren nicht darauf angewiesen, sich darüber auszusprechen. Umso peinlicher war mir das munter plätschernde Geschwätz von Isabeau. Sie versuchte ganz offenbar, mein allmähliches Verstummen zu kompensieren. Ich begriff erst später, dass sie in der Flut von Unsinn und Plattheiten, die sie von sich gab, recht viele gescheite Sachen gesagt hat.

Es war nicht alles, was mich aus der Fassung brachte. Es kam eine Mutter mit zwei jungen Leuten. Sie mussten an uns vorbei, um zu ihren Plätzen zu kommen. Ein junger Mann und ein Mädchen. Sie mochte gerade noch in der Schule sein oder Anfang zwanzig. Ich musste aufstehen, und so geriet ihr Gesicht direkt vor meine Augen. *Padre*, ich habe Euch genug gebeicht, um aus meiner sinnlich-sündigen Veranlagung keinen Hehl machen zu müssen. Das Gesicht war einfach zu nah. Sie schien mir sehr hübsch (viel hübscher als nachher in der Pause, als ich sie im Foyer im Ganzen zu sehen bekam). Sicher, die zarte Röte der Wangen war auf Puder zurückzuführen, und der blonde Schopf war auch nicht Natur. Aber die Augen, *Padre!* Und die Mundwinkel, *Padre!* Sie merkte natürlich gleich, dass meine Gefühle bei ihrem Anblick entgleisten. Sie lächelte. Ich fürchte, Isabeau entging es nicht. Und das war nun restlos daneben. Das Mädchen setzte sich auch noch neben mich, und ich konnte nicht umhin, seinen Spitzenrock wahrzunehmen, über einer Netzstrumpfhose zu allem Überfluss, die an den Waden die Muster des Spitzenrocks wieder aufnahm, und die Knie waren nicht weniger hübsch als die Augen. Ich bemühte mich krampfhaft, nicht hinzuschauen, und fing wieder an zu reden. Lauter dummes Zeug, vermute ich. Fand Isabeau das auch und schaute mich deshalb so mitleidig an? Oder war es, weil sie wusste, dass nur meine Nachbarin mich wieder in Gang gebracht hatte? Sie wusste es, *Padre*, sie wusste es. Ich durfte kaum erwarten, dass sie begeistert war, wie ich mich von einem - zugegebenermaßen geschmacklosen - Spitzenrock und Netzstrümpfen ins Eiern bringen ließ.

Hinter uns saßen zwei junge Männer. Wir sahen sie nicht. Dafür breiteten sie ein Gespräch aus, das auch Isabeau bald verstummen ließ. Es lohnte sich nicht hinzuhören, aber sie waren so laut, dass wir ihrem Gerede nicht ausweichen konnten. Das heißt, einer sprach. Der andere durfte ab und zu ein paar zustimmende Worte einwerfen. Der Sprecher gab an, es war nicht zum Aushalten. Wir haben es ausgehalten, Isabeau und ich. Es muss ihn stimuliert haben, dass wir nach und nach verstummen. Ich nehme an, er führte das auf seine geistvollen Ausführungen zurück. Sie waren nicht geistvoll. Jedenfalls gab er sich keine große Mühe, ein bisschen Pepp in sein Geschwätz zu bringen. Er betonte nur, was für ein geistgeladenes Leben er führe. Natürlich hatte er in Oxford studiert wie jeder Snob

hierzulande (es kann dort schon längst keine englischen Studenten mehr geben, wenigstens nicht in den *Colleges*) Er sprach des Längeren und Breiteren über seine philosophische Lektüre, über - mir selbstverständlich unbekannt - Größen, mit denen er diese Lektüre diskutiert habe, die Meinung, die er erfolgreich vor ihnen vertreten habe, und über seine Schwester, die an einer der ersten Wirtschaftsschulen der Welt studiere. Er war überhaupt ein toller Hecht. Hätte Isabeau in der Pause nicht Spott und Hohn über ihn ergossen, hätte ich mich noch mehr am Boden zerstört von ihr getrennt als ohnehin schon. Weiß man, wer und was so einem Frauenzimmer imponiert? Genug von ihm. Ich war froh über die ersten Takte der Ouvertüre.

Ich hatte das falsche Stück ausgesucht. Ich hatte mir vor dem Kartenkauf im Foyer genau die Bilder von den angebotenen Aufführungen betrachtet. Mozart, Debussy, Wagner. Ich nehme an, *Padre*, Ihr habt nur eine ungefähre Ahnung von einer modernen Inszenierung. Ich weiß nicht einmal, ob Ihr überhaupt ein Theaterstück besuchen dürft (ich kann mich nicht entsinnen, jemals im Theater Ordensleute gesehen zu haben). Wahrscheinlich kennt ihr nur die Maskenspiele Eurer Indios. Ihr dürft Euch wohl erst gar nicht vorstellen, wie es hierzulande im Theater zugeht. Nackte Personen sind Trumpf, Männlein wie Weiblein, und eine goldene Kehle garantiert Euch leider nicht, dass auch der Körper, der zu ihr gehört, eine reine Freude sei. Wobei es den Genuß nicht erhöht, wenn man vor der Mission in Kabungu jeden Tag die jungen Leute mit viel Geschrei und Heiterkeit splitterfasernackt in den See springen sah. Die Königin der Nacht nackt oder auch nur durchsichtig verschleiert, das wollte ich mir nicht antun, wenigstens mit Isabeau nicht. Die Meistersinger – Hans Sachs im blauen Arbeitskittel zwischen gigantischen Spritzmaschinen, denen reihenweise Kondome in verschiedenen Farben entquellen, Beckmesser mit Laptop, der Ritter, der sein Schmalzlied zur Ukulele singt, die mir schon von Ninette gepriesen worden war - nein! Und Mélisande, die hemmungslos ihren Trieben folgt und sich dabei noch unglücklich gebärdet, konnte ich Isabeau schließlich auch nicht gut vorführen. blieb also nur *Così fan tutte*. Die Bilder versprachen ein paar anständige Gartenstühle mit Rocaillemustern, hübsche, wenn auch im Umfang übertriebene Turbane und *last not least* einigermaßen anmutige Rokokoperücken.

Die gab es wirklich, auch wenn sie im Lauf des Abends zerzaust gingen und schließlich ganz verschwanden. Aber man war ja schon dankbar, dass die beiden jungen Offiziere nicht im Fallschirmspringerlook auftraten. Wenig ist zur Musik zu sagen, was nicht von anderen besser gesagt worden wäre, und sie wurde gut dargeboten. Warum soviel Aktion in Bodennähe stattfand, warum gekniet, gelegen, hingefallen und herumgerollt wurde, war mir nicht erfindlich. Vielleicht war es ein Test, unter welchem Leichtathletikstress die Sänger noch imstande sind, anständig und sogar schön zu singen. Dass das Stück bei allem musikalischem Glanz ein bisschen albern und ganz unwahrscheinlich ist, ist auch schon oft genug gesagt worden. Wenig Rücksicht nahm die Inszenierung darauf, dass die Offiziere ausreichend verkleidet waren, um nicht erkannt zu werden. Sie liefen zuletzt im T-shirt mit einem winzigen Turbänchen auf dem Kopf herum.

Mit Isabeau gerade in diese Oper zu gehen, war kein glücklicher Gedanke. Ob ich glaube, wie der alte Hecht im ersten Akt, dass Frauen immer und unter allen Umständen herumzukriegen seien? Nie hätte ich eine so plumpe Frage von der Prinzessin vom Tee erwartet. Wie kann

man da auch nur den zaghaftesten, leisesten Flirt versuchen? Die Frage verschloss mir den Mund. Was Isabeau erst richtig in Schwung brachte. In der Nische des Theatercafés und auf dem Heimweg. Ob die beiden jungen Männer nicht rechte Hampelmänner seien, die der alte Hecht nach Belieben mit Armen und Beinen wedeln lassen könne? Und mit den Köpfen. Innen wie außen. Ihr hätten die Turbane der Sikh in Kampala und Nairobi niemals imponiert, jedenfalls nicht als erotisches *Accessoire*. Erwartete sie etwa, dass ich sie fragen würde, was sie denn als erotisches *Accessoire* betrachte? Der Gedanke kam mir erst lange hinterher, als ich allein von Delvaux' durch das dunkle Brüssel nach Hause lief. Zunächst saß ich wie fest genagelt in unserer Nische im Theatercafé und froh, dass wenigstens niemand Isabeaus Ausfälligkeiten zuhören konnte. Auch die drei Frauen der Oper kamen nicht gut davon. Besonders erbost war Isabeau über die Frechheit des Dienstmädchens. So einen Hausboy hätte sie gleich am ersten Tag rausgeschmissen, „und probiert auch noch die Schokolade!“ Solche Schlappschwänze von Hausfrauen verdienten keine besseren Liebhaber.

Ich merkte, dass Isabeau es auf ein fröhliches Wortgefecht abgesehen hatte. Aber ich saß stumm ihr gegenüber und versuchte mein Hasenherz an seinem Platz zu halten. Ich sah zwar, wie enttäuscht Isabeau war. Ihre Augen nahmen einen regelrecht verzweiferten Ausdruck an. Aber meinem Hasenherz aufzuhelfen war sie nicht imstande. Im Gegenteil, sie rutschte immer weiter in böartige Kritiken des Opernpersonals ab. Vor der Haustür neigte sie sich mir zu, um die drei Küsschen, rechts, links, rechts [*bises*, in Belgien übliche Begrüßung und Verabschiedung auch nur mäßig bekannter Damen] in Empfang zu nehmen. Ich gab ihr die züchtigsten *bises* meines Lebens, sah die Enttäuschung auf ihrem Gesicht gigantische Ausmaße annehmen und schlich mich geknickt davon, denn eins war nur zu klar: ich war heftiger in Isabeau verliebt als je zuvor.

Padre, um zu rechtfertigen, dass ich dieses ganzes Liebesschmalz zu Papier bringe und auch noch an Euch abschicke, erkläre ich es hiermit zur Beichte. Ich bekenne, ein Menschenfeind, ein Misanthrop erster Klasse zu sein, der an keinem Menschen etwas Gutes, oder jedenfalls sehr wenig Gutes lassen kann, nicht an alternden Professoren, die auf ihrem Gesicht schließlich, bewusst oder unbewusst, zeigen, dass sie in ihrem langen Leben vielerlei gedacht, in sich aufgenommen und verarbeitet haben, und nicht an jungen Herren, die nun einmal nötig haben, ein bisschen anzugeben, um nicht unter ihren Komplexen zusammenzubrechen vor der Welt, und sei es das Publikum, das um sie herum sitzt. Ich bekenne, dass ich an einer jungen Frau, die nah an mir vorüber geht, nur die körperlichen Reize wahrnehme, mich aber von diesen ungebremst und hemmungslos überfahren lasse. Ich bekenne, dass das nicht nur unhöflich, sondern wirklich infam gegenüber Isabeau ist, die sich vielleicht, wie ich Dämelack zu spät erkannt habe, mit ebensolchen Reizen mir zuwenden wollte. Ich bekenne, dass ich versagt und teilweise gesündigt habe, weil ich ein unsicherer, schlapper Patron bin, der weder die Vergebung seiner Sünden noch so etwas wie Isabeaus Liebe verdient.

Ach *Padre*, es ist zu traurig. Ich schreibe nicht weiter.

Alle guten Wünsche in dem so erfreulich anderen Land.

Jean-Pierre

Deutsch

Ausschnitt aus unbekanntem Buch ‚Maisgott und Biedermeier‘

Ein Konvent

Von der Markthalle in Cobán zur Kathedrale sind es nur wenige Schritte. Man geht an einem fast immer geschlossenen Supermarkt vorüber, unter dessen vorspringenden Dach jeden Abend ganze Indianerfamilien Kartonpappe zu einem harten Nachtlager ausbreiten. Schon das nächste Anwesen ist direkt an die Kathedrale angebaut.

Die Fassade ist weiß getüncht. Hinter glatten weißen Pfeilern läuft ein terrassenartiger Balkon in halber Höhe die Straße entlang, darüber eine überdachte, lange Galerie aus Holz. Neben der Kathedrale führt ein Tor ins Innere. Es ist von der Kirchenecke nur durch eine Art Pförtnerloge getrennt, in der ein winziger Buchladen untergebracht ist. *Instituto mixto nocturno Francisco Marroquín* steht über dem Tor geschrieben.

Marroquín war der erste Bischof von Guatemala und der Gründer seiner ersten Schule. Deshalb hat man wohl dieses ‚nächtliche gemischte Institut‘ nach ihm benannt. Der Ausdruck verwirrt uns zunächst. Er will nichts weiter besagen, als dass hier Abendkurse für Interessierte beiderlei Geschlechts gegeben werden. Volkshochschule würden wir so etwas nennen, wenn die Kurse nicht weiter hinunter als die einer ‚Hoch‘schule reichten, vom Abitur bis zum ersten Grundschulniveau. Das sandinistische Nicaragua hat seine Massen mit großem Pomp, Erfolgsmeldungen in großer Leuchtschrift und unter dem Beifall der Linksintellektuellen Europas alphabetisiert, die *eo ipso* annahmen, dass die umliegenden Diktaturen ihre Opfer in dumpfer Unwissenheit hielten. Guatemala hat, wie andere lateinamerikanische Länder auch, in ‚Instituten‘ wie dem *Instituto Marroquín* jedermann Gelegenheit gegeben, Lesen und Schreiben und alles, was bis hin zur Universitätsreife darauf aufbaut, nach des Tages Mühe zu erarbeiten. Es hat nicht viel Aufhebens davon gemacht.

Jeder kann hier eintreten und sich die Abendschule wenigstens ansehen. Wenn er das Eingangstor passiert hat, steht er in einem Kreuzgang um einen kaum gepflegten Grasplatz. Der Kreuzgang setzt sich in zwei Stockwerken fort. Auf zwei Seiten wenden diese Galerien dem Hof einfache, ungeschmückte Bögen zu. Auf den beiden anderen mögen solche Bögen auch einmal vorhanden gewesen sein. Jetzt gliedern sie nur mächtige Pfeilerquader, die die nächste Galerie tragen und das Dach. Von den dem Hof abgewandten Seiten gehen überall die Kursräume ab.

Etwas Schlichteres als die Unterkunft dieser Abendschule kann man sich kaum vorstellen. Vor allem die Front zum Zentralplatz der Stadt Cobán, dem *parque*, macht so wenig von sich her, dass ich in meiner ersten Cobaner Tagen lange davorstand und nicht sehen konnte, was doch nach den Reiseführern genau an dieser Stelle stehen musste und was diese zweistöckige *patiohaus* ja auch ist: das älteste Bauwerk der Stadt und lange Zeit das Zentrum der *Verapaz* in ihrem ursprünglichen Umfang, eines Landstrichs, der ein Drittel des heutigen

guatemalteckischen Territoriums umfasste, wenn man den immer noch wenig besiedelten Petén im Norden nicht mitrechnet.

Es war der Konvent, von dem aus die Dominikanermönche über dreihundert Jahre hindurch das 'Land des wahren Friedens' regiert haben, geistlich und auch in vielen Dingen weltlich, das allerdings nicht zu allen Zeiten. Erst nach der 'liberalen Reform' von 1872, als man die Kirchengüter einzog und alle fremden Geistlichen vertrieb, haben auch sie Konvent und Land verlassen müssen. Damals wird auch die Inneneinrichtung des Konvents verschwunden sein. Aber auch als er noch kirchlich und wohnlich eingerichtet war, muss er recht bescheiden ausgesehen haben, wenn ihn auch ein Chronist und späterer Gouverneur der Verapaz als 'sumptuös' bezeichnet. Vielleicht fühlte er sich verpflichtet, die amtlich nahe gelegte Bewunderung zum Ausdruck zu bringen. Ich glaube eher, dass das sonderbare Adjektiv die Gefühle eines Mannes ausdrückt, der frisch aus Spanien gekommen und tagelang durch Wildnis und fremdartiges, unheimliches Indianerland geritten ist, der dankbar aufatmet beim Anblick heimatlicher Architektur inmitten einer Ansammlung niedriger Strohdächer, weitab von aller Zivilisation und Kultur.

Die Dominikaner haben sich freilich heftig bemüht, einen Großteil dieser Zivilisation und Kultur aus ihrem Herrschaftsbereich herauszuhalten. Wie ein Märchen liest sich die offizielle Geschichte ihrer Mission in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts.

Ganz Mittelamerika ist schon in der Hand der spanischen Eroberer. Guatemalas *Conquistador* Pedro de Alvarado regiert den Westteil des Landes von seiner neuer Hauptstadt am Fuß des Aguavulkans aus, dessen Kratersee bald durch einen Riss auslaufen und die Stadt vernichten wird. Aber weiter im Osten gibt es eine Region, die die Spanier nicht in den Griff bekommen. Sie ist voller Berge und enger Täler und Becken, die man militärisch nicht beherrschen kann. Sie ist dünn besiedelt. Die Indianer sind nicht wie im Westen in größeren politischen Einheiten zusammengefasst. Es genügt also nicht, einfach einen einheimischen Chef gefangen zu nehmen und in den nächsten Baum zu hängen, wie es Pedro de Alvarado mit dem König der Quiché getan hat. *Tezututlán*, Land des Krieges, nennen die mexikanischen Hilfstruppen diese unwirtliche Region. So heißt sie jetzt auch bei den Spaniern

Genau diese Berge mit ihren armen, kleinen Indianerstämmen erbittet sich der Dominikaner Bartolomé de las Casas von Kaiser Karl dem Fünften als Missionsgebiet und als ausschließliches. Kein *Conquistador*, kein spanischer Soldat und kein Siedler soll es auch nur betreten dürfen. Allein durch Überredung will Las Casas seine Bewohner zu Untertanen Gottes und der spanischen Krone machen. Zusammen mit einigen Ordensbrüdern nimmt er Residenz im gerade errichteten Konvent der Dominikaner in der neuen Hauptstadt am Fuß des Agua. Sie lernen indianische Sprachen und bereiten sorgsam ihr Missionswerk vor, jahrelang, wie es heißt. Sie bringen indianischen Händlern, die ständig zwischen *Tezututlán* und dem bereits unterworfenen Gebiet hin- und herpendeln, christliche Hymnen bei, die dem ersten Kleinkönig hinter der Grenze, dem Kaziken von Sacapulas, so gut gefallen, dass die Händler ihm versprechen können, einen Dominikaner zu schicken, der noch mehr dergleichen wisse. So kann sich der erste von Las Casas' Mitstreiter jenseits der Grenze niederlassen. Er bekehrt in kurzer Zeit das Königshaus von Sacapulas und viele aus seinem Volk, siedelt die bisher weit verstreut lebenden Leute zusammen, um sie, wie es die Berichte

in entwaffnender Offenheit mitteilen, besser ‚indoktrinieren‘ zu können, und verbrennt die bisher angebeteten ‚Idole‘. Nach und nach gelingt es anderen Mitbrüdern, diese umfassende Missionsarbeit auch auf die Nachbarherrschaften auszudehnen, und als der Bruder des Kaziken von Sacapulas eine Prinzessin von Cobán heimführt, nutzen die Dominikaner die Gelegenheit, auch die Kekchí von ihrer Sache zu überzeugen. Bei ihnen, am fernen Cahabónfluss, legen sie schließlich ihren Hauptort an. Dort errichten sie ihren Konvent, von dem aus sie ihren Gottesstaat ausbauen. Las Casas nennt das ganze Gebiet, in bewusster Antithese zu *Tezututlán*, jetzt *Verapaz*, Land des wahren Friedens.

So hat ein Dominikaner fast hundert Jahre später in der damaligen Hauptstadt Guatemalas die Geschichte aufgeschrieben. So oder doch beinahe so lernen die guatemalteckischen Schulkinder sie noch heute. Schon früh haben andere Chronisten Mittelamerikas erkannt und bemäkelte, dass er sie allzu sehr zur Glorie seines Ordens geschönt hat, und vor allen Dingen, dass er sie im Zeitraffer hat ablaufen lassen. Dass die Mönche die *Verapaz* sehr viel langsamer und auch nicht mit Überredung allein erschlossen haben, lässt sich anscheinend anhand von Dokumenten nachweisen.

Es ist eine psychologisch höchst unwahrscheinliche Geschichte. Was müssen die Dominikaner ihre neuen Schäfchen bedrängelt und gequält haben. Schon das Verbrennen bisher angebeteter Gottheiten beziehungsweise ihrer Abbilder wird kaum einem gefallen haben, aber dabei blieb es ja nicht. Mann und Maus zerrten die Eindringlinge von Haus, Hof und Feld und stopften sie in neuen Siedlungen von bis in Kleinste regulierten fremdländischen Zuschnitt so eng zusammen, wie sie vorher noch nie aufeinandergeessen hatten. Die ethnischen Umsiedlungen der Südafrikaner im zwanzigsten Jahrhundert waren nichts dagegen. Die Mönche füllten den Tag ihrer Leute mit *indoctrinación*, Gottesdienst und Arbeit für den Tribut, den auch das Land des wahren Friedens an die spanische Krone zu entrichten hatte. Und das alles sollen sich die Indianer gefallen lassen haben, weil ihnen ein paar Lieder gut gefielen? Und das freundliche Auftreten der so plötzlich vom Himmel gefallenen Bevormunder?

Erklärbar ist ihre Bereitwilligkeit eigentlich nur damit, dass sie wussten, was ihnen bevorstand, wenn sie sich den Dominikanern nicht unterwarfen. Beispiele gab es rund um die *Verapaz* weiß Gott genug. Der dominikanische Frieden war für ein Indianervolk im Mittelamerika des sechzehnten Jahrhunderts sicher das kleinste Übel.

Es muss schlimm genug gewesen sein. Wenn man liest, mit welcher peniblen Sorgfalt die Mönche auch das Leben jedes einzelnen Indianers durchreguliert haben, hat man den Eindruck, dass ihm Raum zu eigener Entscheidung, ein winziges Stück Freiheit, höchstens aus Versehen gelassen worden ist, gewiss nicht mit Absicht. Sie haben ihre Schäfchen wohl auch nicht mehr gegängelt als das Gros der europäischen und nordamerikanischen Missionare in Übersee nach ihnen. Es muss sich da um einen europäischen Urtrieb handeln, der hart zu überwinden ist und sich heute nicht mehr im Namen Gottes austobt, sondern mit besserer Ernährung von Kleinkindern und ähnlichen *Know Hows* begnügt. Anders als ihren Nachfolgern kann man den Dominikanern in der *Verapaz* kaum einen Vorwurf daraus machen, dass sie ihn ausgelebt haben. Wo sie herkamen, war man sich vieler Möglichkeiten menschlicher Freiheit nicht mehr oder noch nicht wieder bewusst, und sozial tätig werden,

konnte nur heißen, dass man denen, die dem Leben nicht mehr gewachsen waren, Almosen gab und den anderen einen festen Rahmen obrigkeitlicher Verordnungen, auf dass ihr Leben problemlos und behütet sei. Nicht viel anders als den Indianern im fernen Amerika.

Die Missionare, und darin waren sie den Missionaren aller Zeiten gleich, waren eifrige und unduldsame Erzieher auch in Dingen, die für uns heute herzlich wenig mit der Verkündigung des Evangeliums zu tun haben. Das darf uns nicht den Blick dafür verstellen, wie viel Sinn für Menschenwürde und Gerechtigkeit hinter ihrer Arbeit stand, ja, auch einfach Zuneigung zu Völkern, die gerade im Begriff waren, in der größten Katastrophe ihrer Geschichte unterzugehen. Wieviel Mut gehörte dazu, ein solches Projekt ohne jedes Vorbild in Angriff zu nehmen (die viel großartigeren Missionen der Jesuiten im heutigen Paraguay und Nordargentinien gehören einer späteren Periode an) und das in der apokalyptischen Welt der Konquistadoren, denen ein Indianer weniger galt als uns heute ein Huhn und bestenfalls Verbrauchsgut war, dessen Arbeitskraft man nutzte, bis es vor Hunger und Erschöpfung umfiel. In der auch der oberste Herrscher, nämlich Karl der Fünfte, nichts dabei fand, den Welsern das Privileg der ‚Nutzung‘ indianischer Gräber im heutigen Venezuela und Kolumbien zu verleihen, was doch nichts Anderes hieß, als dass das Augsburger Haus den Abschaum Europas losschicken durfte, um tote Indianer aus ihren Gräbern zu zerren und ihnen vor den Augen ihrer Kinder und Enkel den goldenen Schmuck aus den verrotteten Nasen zu reißen.

Wer einmal in Ländern mit strikten ‚Rasse‘-schränken gelebt hat, mögen sie offiziell sein oder illegal, aber nicht gesellschaftlich aufgehoben, weiß, wieviel Zivilcourage dazu gehört, sich über rassistische Einstellungen in Gespräch und Tat hinwegzusetzen, auch heute noch im Zeitalter wachsender antirassistischer Ideologisierung. Wieviel schwerer muss es erst in einer Gesellschaft gewesen sein, in der niemand, auch keine ‚progressive‘ Gruppe in einem anderen Land desselben Kulturkreises, solche Vorurteile in Frage gestellt hat, wo sie so vorgegeben schienen, dass man kaum gegen sie andenken konnte. Und doch hat es sozusagen von Anfang an in den spanischen Kolonien des neuen ‚Indien‘ Priester gegeben, die erbittert dagegen gepredigt haben, dass ein paar Goldflitter Grund genug waren, ihre Besitzer abzuschlachten, und eine Plantage, die Bewohner der neuen Länder gleich dorfweise abzutransportieren und als Arbeitstiere zu verschleifen.

Dass Las Casas nicht von Anfang an zu ihnen gehört hat, ist wohlbekannt. Es lohnt fast nicht, seinen Werdegang hier wiederzugeben, aber er ist wesentlicher Teil dieser Geschichte. Er war zunächst Minen- und Plantagenbesitzer auf der Insel Haiti und damit auch Sklavenhalter. Er hat an einer ‚Straf‘-expedition gegen einen Kaziken teilgenommen, der dabei den Tod fand. Erst die Predigt eines radikalen Gegners der Sklaverei und des üblichen Stils der *conquista* hat ihn aufgerüttelt, aber nur stufenweise hat er sich aus den Vorurteilen seiner Umgebung lösen können. Noch als Priester hat er sich ganze Landstriche mit den dazugehörigen Sklaven überschreiben lassen. Plötzlich verzichtet er auf diesen ganzen Besitz, tritt dem Dominikanerorden bei, zieht sich in die Nähe von Santo Domingo auf der Insel Haiti, in der heutigen Dominikanischen Republik, zurück und beginnt zu schreiben. Mit Leidenschaft und Feuer. Für die Rechte der angestammten Bewohner der Neuen Welt. Gegen das Unrecht, das er seine Landsleute hier hatte tun sehen. Seine Schriften machen ihn binnen kurzem zum

„Vater der Indios“ und zum Sprecher derer, denen das Schinden und Schlachten in „Indien“ auf dem Gewissen liegt. Er wird bis in die königliche Kanzlei in Madrid gehört. Sie gibt ihm Möglichkeiten zu zeigen, wie man mit den neuen Gebieten der Krone anders umgehen könnte. Erst das zweite Projekt gelingt, die friedliche Gewinnung von *Tezututlán* für die katholische Kirche und die Krone. Las Casas selbst leitet sie freilich nur von fern. Er besucht sogar nur ein einziges Mal Cobán und seine dominikanischen Mitbrüder dort, und das erst gegen Ende seines Lebens, als er schon Bischof von Chiapas war, gleich nordwestlich vom guatemaltekischen Hochland. Und doch ist dieser schlichte Konvent ein Wahrzeichen seiner Tätigkeit wie kein anderes in Kalk und Stein. Wenn auch andere für ihn nach *Tezututlán* gegangen sind, um daraus die *Verapaz* zu machen, sein ist das Konzept und die Organisation gewesen.

Aber der Konvent in Cobán steht für mehr als das erste gelungene humanitäre Unternehmen Europas auf amerikanischem Boden. Das Projekt in *Tezututlán* war für Las Casas ja nur ein Anfang. Er wollte hier demonstrieren, dass man den Indios nicht nur mit Pferd und Gewehr beeindrucken konnte, dass sie ebenso gut wie jeder Spanier für Wort und Botschaft der Kirche zugänglich waren und Heiden nur, weil sie noch keine Gelegenheit hatten, Gottes Wort zu hören. Er wollte, mit anderen Worten, in *Tezututlán* beweisen, in den Termini seiner Zeit, dass Indianer auch Menschen und nicht die Untermenschen sind, als die sie, mit reichem Gewinn und ruhigen Gewissen, die Konquistadoren und ihre Nachfolger sahen, fremdartige Ungeheuer mit befremdlichen Sitten, solange sie unbezwungen waren, kümmerliche Kreaturen, wenn man sie unterworfen hatte. Mit nichts rechtfertigen die Herrenkassen aller Zeiten so gern ihre Privilegien als mit den Deformationen ihrer Knechte, für die sie selbst verantwortlich sind. Dieses Ruhekitzen des Gewissens wollte Las Casas ihnen wegziehen. Gelingt das, so war der Weg frei für eine neue Ordnung...

Die „Neuen Gesetze“ Karls des Fünften sind es gewesen, die diese Ordnung gebracht haben. Ganz im Stil der Zeit regelten sie die Verhältnisse in den frisch eroberten Ländern in Übersee in unendlichen Details. Sie schufen anstelle der bisherigen Willkür eine Rechtsordnung, und vor allem erklärten sie die Indianer zu freien, unversklavbaren Untertanen der spanischen Krone, die nur ihr Tribut zu entrichten hatten. Sie schrieben neue Siedlungen für sie vor, die *reducciones*, denen soviel Land zuzumessen war, wie sie zu ihrer Ernährung brauchten, und dieses Land war unveräußerlich.

Es war wohl nicht so sehr das Missionswerk in *Tezututlán*, das so unendlich langsam anließ, als und vor allem das publizistische Werk seines Initiators. Es war auch nicht dieses allein. Schließlich hatte es schon vorher eine kirchliche Opposition gegen die Art und Weise der *conquista* in „Indien“ gegeben. Auch in der Kanzlei Karls des Fünften gab es Männer, die dem schändlichen Blutvergießen jenseits des Ozeans ein Ende setzen wollten. Wie stark die Schriften des Dominikaners aber doch gewirkt haben müssen, zeigen Zeugnisse des Zorns, den die Konquistadoren und ihre Nachkommen auf ihn hatten.

Gerade sie haben jedoch schnell verstanden, die „Neuen Gesetze“ zu umgehen und vieles, was Las Casas für die Indianer erreicht hatte, wieder zunichte zu machen. Die Kolonialverwaltung „lieh“ den Tribut, den die *reducciones* der Krone schuldeten, auf unbestimmte Zeit aus, und damit waren Zwangsarbeit und Fronddienst wieder hergestellt. Die

Männer in den *reducciones* hatten nicht nur erhebliche Teile ihrer eigenen landwirtschaftlichen Produktion abzugeben, sondern etwa fünf Monate im Jahr ohne Lohn fern von Zuhause auf den Pflanzungen der großen spanischen Familien zu arbeiten. Der lokale Verwalter und der Priester erhoben weiterhin eine Abgabe an Garn und Tuch, der die Indianerinnen vor lauter Spinnen und Weben kaum zur Besinnung kommen lassen konnte. Für das Gros der Indianer erwiesen sich die *reducciones* als eine Art Gefängnis. Sie durften sie nur verlassen, wenn sie zur Fronarbeit auf die Plantagen gingen. Die Indianer Spanisch Amerikas sind trotz Las Casas die am längsten vom europäischen Kolonisator ausgebeutete ethnische Gruppe geblieben, und in abgewandelter Form fronen die meisten von ihnen immer noch für ihn.

Nicht einmal in der *Verapaz* haben sie den Status lange behalten können, den ihnen Las Casas verschafft zu haben glaubte. Noch Karl der Fünfte hat dem Land des Friedens einen *alcalde mayor*, also einen Gouverneur vorgesetzt. Der Chronist, der den Konvent ‚sumptuös‘ fand, hatte eben diese Amt inne. In seinem Bericht kann man erstaunliche Dinge lesen, von einer drakonischen Strafe für Indianer zum Beispiel, die nicht dafür sorgten, dass ihre Kinder zum Religionsunterricht erschienen. Andererseits kam der Herr mit den Dominikanern überein, dass die Indios nicht Mensch genug seien, um das Abendmahl gereicht zu bekommen. Mit den östlichen Nachbarn der Kekchí, die sich den Mönchen nicht unterworfen hatten, den Chol, führte er Krieg und legte in ihrem Land, mitten in der *Verapaz*, eine Siedlung spanischer Soldaten an. Damit nicht genug, jeder spanische Siedler konnte sich einen Chol fangen und zwölf Jahre lang als Sklaven behalten. Heute gibt es keine Chol mehr in Guatemala. Einige sind in den Kekchí aufgegangen. Einige wurden aus ihrem feuchten Waldgebiet ins kühle Hochland verpflanzt, wo sie rasch wegstarben. Ein Ort in der *Baja Verapaz* trägt noch ihren Namen, einheimische Indianer gibt es dort keine. Wo sich nicht in jüngster Zeit Ladinos und Kekchí angesiedelt haben, ist das Cholland noch heute menschenleer.

Las Casas und die, die sich mit ihm für eine neue Ordnung in den spanischen Kolonien eingesetzt haben, haben auf die Länge gesehen nur einen kläglichen Bruchteil dessen erreicht, was sie für gerecht und notwendig hielten. Aber dieser Bruchteil ist für die Indianer entscheidend gewesen. Wohl sind sie jahrhundertlang bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten ausgebeutet worden, aber eben nicht darüber hinaus, weil die ‚Neuen Gesetze‘, so sehr sie auch umgangen worden sind, dieser Ausbeutung Regeln und Grenzen gesetzt haben. Selbst jener *alcalde mayor* hat sich offenbar nicht getraut, seinen Soldaten ihre Chols unbegrenzt als Sklaven zuzusprechen.

Am folgenreichsten haben sich die ‚Neuen Gesetze‘ über die *reducciones* ausgewirkt, die nach ihren Vorgaben überall in Spanisch Amerika geschaffen worden sind. In ihnen, auf ihrem beschränkten, aber eigenen und unveräußerlichen Grund haben die Indianer nicht nur ihre Sprachen und ihre Identität mit Hilfe, ja, geradezu unter dem Druck der Kolonialverwaltung bewahren können, diese Kreuzung von Heimat und Konzentrationslager allein hat ihnen den notwendigen Raum zum Überleben in der kolonialen Welt gesichert. Wenn von den etwa dreiunddreißig Millionen Indianern heute mehr als neunzig Prozent im spanischen Amerika leben (wobei diese Zahl nicht die Nachkommen derer einschließt, die

sich assimiliert haben und in der Mestizenbevölkerung aufgegangen sind) so erklärt sich das nur zu geringem Teil daraus, dass die Spanier die volkreichsten und am höchsten entwickelten Länder der Neuen Welt erobert haben. Auch kleine und kleinste Völker haben in den *reducciones* überlebt, in Guatemala zum Beispiel die Uspanteken (zu denen Rigoberta Menchú gehört) und Aguateken, von denen jedes nur einige Zehntausend zählt und in einem einzigen *municipio* [entspricht mehr oder weniger einem Landkreis] zu Hause ist. Die meisten Indianer von heute verdanken den ‚Neuen Gesetzen‘, schlicht und einfach, dass es sie überhaupt noch gibt.

Jeder weiß, wie brutal die Spanier die Neue Welt erobert haben. Namentlich über Pizarros Schlächtereien kann man in jedem Schulbuch nachlesen, und sie halten ja auch den Greueln aller Zeiten durchaus die Stange. Weniger geläufig ist, dass es ebenso Spanier gewesen sind, die sich mitten in diesen blutigen Tagen gegen die Totschläger aus ihren eigenen Reihen vor fremde Völker gestellt haben, und mit Erfolg. Sie sind die ersten Europäer der Neuzeit gewesen und auf lange Zeit die einzigen, die das taten, und - ich muss es wiederholen - ein Vorbild hatten sie nicht. Jeder von ihnen muss einen weiten Weg gegangen sein, so wie ihn Las Casas vom Sklavenbesitzer zum ‚Vater der Indios‘ und Schöpfer der *Verapaz* und Kaiser Karl der Fünfte von der unbekümmerten Ausgabe von Grabschändungsprivilegien zu den ‚Neuen Gesetzen‘. Aber sie sind diesen Weg gegangen, lange, unendlich lange vor anderen Europäern in Übersee. In der Neuen Welt hat es drei-, vierhundert Jahre kein rechtes Gegenstück gegeben. Im portugiesischen Amerika musste erst das zwanzigste Jahrhundert kommen, um eine (wenig effektive) Schutztruppe für die Reste der Indianer am Amazonas zu sehen, und wie die Vereinigten Staaten die Vorbewohner ihres Landes vor sich herjagt, betrogen, abgeknallt, deportiert und schließlich auf den unfruchtbarsten Böden ihres riesigen Territoriums angesiedelt haben, gehört zu den finstersten Kapiteln der neueren Geschichte.

Der Konvent von Cobán gehört zu einem der großen Wendepunkte der amerikanischen, mehr noch, der abendländischen Geschichte. Er ist einer der wenigen, vielleicht der einzige steinerne Zeuge des Moments, in dem zum ersten Mal ein europäischer Kolonisator seine bösen Instinkte aus sich selbst heraus überwand.

Seine heutigen Besitzer machen nicht viel von ihm her. Wahrscheinlich würde es Las Casas gefallen, dass heute darin Bildung an Benachteiligte verteilt wird, wenn er auch mit der Art von Bildung, die man dort beziehen kann, sicher nur zu einem kleinen Teil einverstanden wäre. Für die Cobaner gehört das Gebäude eher zur Stadt- und Landschaftsgeschichte. Sie haben nicht nur wilden Generalen Denkmäler auf dem *parque* [Platz im Mittelpunkt der Stadt] errichtet, sondern ein kleines auch dem ‚Vater der Indios‘. Aber wenn einmal ein Festredner oder eine Dame der Gesellschaft auf ihn zu sprechen kommt, scheint er für sie lediglich ein Symbol der paternalistischen Herablassung zu den *inditos*, den Indianerchen, zu sein, deren sich manche Ladinós befleißigen.

Die Indianer, die ich kennen gelernt habe, wussten nichts von ihm. Ihnen war noch keine Gelegenheit gegeben, sich ihrer Geschichte bewusst zu sein, so sehr sie an ihren alten Glaubensvorstellungen, ihren Trachten und ihren Sprachen festhielten. Seit ein paar Jahrzehnten beginnt sich das leise, fast unmerklich zu ändern. Ob sie allerdings jemals so

weit kommen werden, dem *Fray Bartolomé de Las Casas* für das dankbar zu sein, was er für ihre Vorfahren getan hat, ausgerechnet einem Spanier der frühen Kolonialzeit, wer weiß es?

Kommentar: Sandinisten-Gegner, Befürworter südamerikanischer Diktaturen, Antiamerikaner, politisch nicht korrekt. Verfasser ausfindig machen. Aribert Schmidt GETZ

38

Französisch

Brüssel, den 6. April 1977

Lieber *Père*,

Ihr habt schon seltsame Pflänzchen in Kabungu gezogen. Was habt Ihr bloß mit ihnen gemacht?

Ich war mit Eurem Jean--im Theater. Eigentlich das kein Sujet, das man über den Atlantik hinweg berichten muss. Schon gar nicht an ehrwürdige alte Ordensmänner. Aber da ich Jean-Pierres Andeutungen entnehme, dass er Euch von diesem denkwürdigen Theaterabend lang und breit berichtet hat, meine ich, *audiatur et altera pars* [es soll auch die andere Partei gehört werden] (Soviel Latein ist mir gerade noch von der Schule geblieben). Ich muss mich gegen die Bande von Kabungu verteidigen.

Also: Einleitung: Papa wirft sich immer mehr vor seine Chantal und ist erleichtert, wenn wenigstens einen Abend nicht droht, dass Jean-Pierre aufkreuzt und sein *Tête-à-tête* mit Alt-Rwanda oder vielmehr Jung-Rwanda stört. Alt nur, weil Chantal sich immer noch uraristokratisch gibt (ob ihr Vater tatsächlich zum Tutsiadel gehört hat, wissen wir ja nicht). Mama und ich verschwinden schon immer in unsere Zimmer oder in die Küche, wenn das Tutsikind auftaucht (nicht sehr diskret, muss ich leider sagen). Also habe ich mich geopfert und Papa wenigstens einen Jean-Pierre-freien Abend verschafft, indem ich Jean-Pierres Einladung angenommen habe.

Ein rechter Opernfan bin ich nun nicht. Mama hat den diesbezüglichen Enthusiasmus der Familie aufgebraucht. Ich halte es mehr mit Papa, der überall verkündet, es genüge ihm, die Seelennöte eines einzelnen Individuums durch eine *nzanza* [kleines Musikinstrument: ein Kästchen, auf dem Metallspannen befestigt sind, die angezupft werden], bestenfalls durch ein Klavier dargestellt zu hören. Es sei übertrieben, dafür ein ganzes Orchester in Bewegung zu setzen. Ich setze hinzu: besonders wenn es sich, sozusagen in allen Opern, um wenig originelle Sexualnöte handelt (nichts für ungut, *Père*). Ich spitzte darauf, wenigstens eine von diesen verrückten Inszenierungen zu sehen, von denen Mama schwärmt. Aber nein, Jean-Pierre erklärte mir, er hätte die einzige Inszenierung herausgesucht, die noch einigermaßen traditionell sei und den Vorstellungen des Komponisten entspräche. Ich schluckte meine Enttäuschung hinunter und war sehr lieb. Zu Anfang. Ich verbat mir nur, immer von Rukarabwa und Kabungu zu sprechen. Das versteht Ihr, *Père*, nicht wahr?

Jean-Pierre hatte sich in ziemliche Unkosten gestürzt. Wir saßen in einer der vorderen Reihen im Parterre. Was nicht verhindert hat, dass ich sehr ablehnend gestimmt war, zumal ich feststellte, dass auch noch italienisch gesungen wurde. Jean-Pierre versuchte, mich zu beruhigen. Er meinte, die Arien verstünde man auch auf Französisch nicht. Auch bei Popmusik nütze es wenig, wenn sie in der eigenen Sprache gesungen würde. Er erklärte mir den Inhalt des Stücks. Ich war verblüfft, dass er es wagte, mir bei unserem nicht sehr intimen Bekanntschaftsgrad eine so antifeministische Oper anzubieten. Ich sagte aber zunächst nur „Hm“ und „Soso“. Ich nahm mir vor, eventuelle Schimpfe für das Abwimmeln auf dem Heimweg aufzusparen. Er schien selbst zu spüren, dass er ins Fettnäpfchen getreten war, denn er verstummte nach und nach, bevor die Ouvertüre losbrach. Dafür hatten wir aber einen fürchterlichen Angeber im Nacken, sprich, in der Reihe hinter uns, der von oben herab (das Parkett steigt ja sinnvollerweise an) seine intellektuelle Großartigkeit zur Schau stellte und damit meine Sympathie für den verklemmten Jean-Pierre wieder etwas anhub. Ja, aber das Stück. Jean-Pierre versicherte mir, dass es zu Mozarts großartigster Musik gehöre, wunderbar, herzerhebend und so weiter. Ich war froh, dass der Regisseur doch allerhand Allotria mit Püppchen, Kleiderwechsel und, zu Anfang, zwei Cafébesuchern mit Eselsköpfen eingebaut hatte. Was Jean-Pierre alles albern und unpassend fand. Er verstieg sich zu dem Ausdruck ‚entwürdigend‘, während ich mich daran durch das Stück hangelte.

In der Pause startete ich die feministische Tour. Ich griff die männliche Gemeinheit an. Die Frauen auf solche Weise auf die Probe zu stellen! Weglaufen hätten die Frauen sollen, als die Männer ihre lächerlichen Turbane abnahmen! Ich sei sicher, erklärte ich mit Verve, dass die Männer selbst diesen Test auch nicht bestanden hätten. Jean-Pierre zuckte zusammen. Ich hatte Mühe, das Lachen zu verkneifen. Kleinlaut meinte er, zu Mozarts Zeiten hätte niemand das von einem Mann verlangt. Was zweifellos richtig ist (wenn es auch nicht für Mozarts Zeiten spricht). Nur hätte Jean-Pierre es bitteschön nicht so ernst und schüchtern vortragen sollen. An sich mag ich schüchterne Männer, aber ein bisschen aus der Deckung sollten sie schon kommen. Jean-Pierre reizte mich mit seiner demütigen Unterwerfung so sehr, dass ich auf dem Heimweg weiter auf ihn einhackte - mit Worten, *Père*, nur mit Worten - und immer in Gefahr war, aus heimlicher Belustigung in echte schlechte Laune überzugehen. Als ich ihm schließlich die Haustür vor der Nase zuschlug - nicht ohne mich vorher so charmant wie möglich für den netten Abend bedankt zu haben - konnte ich aus den Augenwinkeln sein verblüfftes Gesicht sehen.

Ich lese noch einmal durch, was ich geschrieben habe, und stelle fest, dass meine Verteidigung reichlich daneben gegangen ist. Und schlimmer, dass ich mich wirklich abscheulich benommen habe. Um mich zu belustigen. Nein, eigentlich nicht. Jean-Pierre hat schon an meinen Nerven gezerrt. Wahrscheinlich ist er im Grunde ein ganz braver. Er kommt eben aus einer ganz anderen Welt als ich. Aus einem Lehrerelternhaus und das weit hinten in den Ardennen. Schreibt Ihr etwas dazu, ganz kurz, wenn Euch die Erdebenschäden, die Indios und die dicken Ladinofrauen [Mestizinnen] Zeit dazu lassen? Ihr kennt Jean-Pierre doch besser oder wenigstens von einer anderen Seite.

Ich hoffe, es geht Euch gut, Ihr habt Freude an Eurer Tätigkeit und bleibt gesund.

Alle guten Wünsche, dass Ihr es bleibt und auch die Freude daran Euch bleibt.

Isabeau

